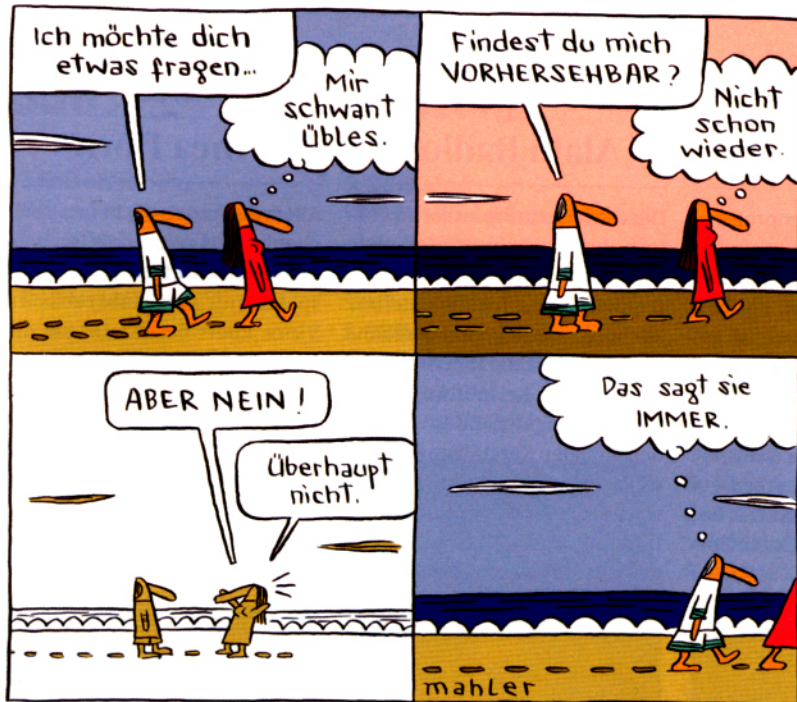




Anders laufen?

Von
**Wolfram
Eilenberger**



Chefredakteur

Jeden Morgen, wenn ich vor der Arbeit meinen Hund spazieren führe, treffe ich auf dem Weg in den Park zwei weitere Dackelherrchen. Sie haben fast das gleiche Alter, fast den gleichen Bildungshintergrund, fast das gleiche Körpergewicht und befinden sich in fast der gleichen Familiensituation wie ich. Selbst unsere Rüden tragen ganz ähnliche Namen. (Meiner heißt Rocky, die anderen beiden Batman und Luke.) Natürlich gibt uns die Tatsache, allmorgendlich einer Quasikopie unserer eigenen Existenz über den Weg zu laufen, tief zu denken. Zumal sich jeder von uns in Wahrheit für ein echtes Original und sogar einen ausgemachten Querkopf hält. Und tatsächlich: Müssten wir einander erklären, wie wir ausgerechnet in dieser Stadt, ausgerechnet mit dieser Art Hund in ausgerechnet diesem Park gelandet sind, offenbarte sich dies als eine Anreihung absurder Zufälle, unverhoffter Öffnungen und einsamer Wahnsinnsentscheidungen. Alles hätte in unserem Leben ganz anders laufen können. Aber jetzt sind wir hier.

Tritt man einen Schritt zurück, sind zwei grundlegend verschiedene Beschreibungen dieser Konstellation möglich. Aus einer rein datengestützten, kalt soziologischen Sicht sind wir drei vollkommen typische, absolut durchschnittliche und damit allzu berechenbare Beispiele männlicher Mittelklassesubjektivität in den späten westlichen Konsumgesellschaften. Aus einer existentiell-subjektiven Perspektive hingegen erscheinen wir als vollends freie Selbstgestalter mit erhöhtem Individualisierungsdrang und extrem eigenwilligen

Vorlieben. Es ist klar, für welche Beschreibung man sich als konkret Betroffener lieber entscheidet. Weniger klar ist, welche tatsächlich zutrifft.

Der erste gedankliche Vermittlungsversuch zwischen diesen beiden Perspektiven stammt übrigens von Aristoteles: Als junger Mann, schreibt dieser, sei er noch wahrhaft frei in seinen Entscheidungen gewesen. Nun aber, als Familienvater tief im zweiten Lebensdrittel, habe er kaum noch Spielraum. Nach diesem Bild der menschlichen Existenz grenzt also jede getroffene Lebensentscheidung den Spielraum jeder weiteren Entscheidung signifikant ein. Bis man irgendwann vollends berechenbar, gleichsam wie auf Schienen durchs eigene Leben fährt. Und doch behauptet sich gegen dieses aristotelische Lebensmodell bis heute eine grundlegend andere Sicht. Schließlich kann in Wahrheit kein Mensch wissen, wer er in Zukunft werden und was er denken wird. Schon in wenigen Wochen könnte jeder von uns, sagen wir, als Bettelmönch allein durch Thailand wandern, die nationale Bürgerfront Bautzen gründen oder den Rest seiner verbleibenden Lebensenergie dem Ziel unterordnen, Olympiasieger im Tontaubenschießen zu werden. Das sind, Stand heute, durchaus reale Möglichkeiten. Sie tatsächlich wahrzunehmen hieße, vollkommen aus unseren bisherigen Handlungsmustern auszubrechen.

Ein modernes Leben, das sein Wissen um diese Möglichkeit des unberechenbaren Ausbruchs, das sein Gespür für dieses immer offene Schlupfloch in eine andere Existenz vollends eingebüßt hat, verdient seinen Namen nicht. Es wird, mit anderen Worten, sehr leicht sehr traurig. Was also tun, um dieses lebenserhaltende Gespür tagtäglich im Herzen wach zu halten? Da hat jeder gewiss ganz eigene Methoden. Mir zum Beispiel hilft es schon, jeden Morgen wieder den heroisch unberechenbaren Haken dreier Dackelrüden zu folgen, die einander in wildem Spiel über die Wiese jagen. Da laufen sie, frei. Und folgen dabei, wenn überhaupt, nur ihrem jeweils ganz eigenen Gesetz.